

uns in alle Familiensituationen hineinbegeben zu können, ohne unterzugehen. Wir müssen keine ängstlichen Rollen spielen, uns nicht vor Menschen verstecken. Als Christen werden wir von Jesus freigesprochen, die Vielfalt der Charaktere auszuhalten (auch wenn es anstrengend ist und bleibt), das Bunte einer Familie zu genießen (auch wenn es manchmal schrill wird) und uns angstfrei auf die Nähe von anderen einzulassen (so wie Gottes Liebe eben ist).

Leben aus der Kraft des Geistes

Denn durch Jesus Christus ist der Geist seiner Liebe direkt in unsere Herzen ausgegossen worden. Die Liebe Jesu macht die Qualität unserer Gemeinden, unserer Familien und damit aller unserer Beziehungen in dieser Welt aus. Solche Liebe kann politisch nicht gefordert oder gemacht werden. Christliche Familien oder Gemeinden mit einem „gesunden“, von Jesu Liebe geprägten Familienklima sind die Kontrastgesellschaft in unserer Zeit.

- ▼ Sie wirken therapeutisch, ohne es bewußt zu wollen.
 - ▼ Sie schaffen Lebensräume für mißhandelte Kinder, erwachsene Kinder aus ehemals suchtgeprägtem Elternhaus oder für Menschen mit einem tiefen Gefühl von Liebesmangel („Ich habe nie die Liebe empfangen, die ich nötig gehabt hätte!“), für Singles, Alleinerziehende und Menschen ohne feste Wurzeln.
 - ▼ Sie sind ein Hinweis auf die Liebe Gottes, die unser aller Heil will.
- Solche Gemeinden brauchen wir mehr denn je.

Helge Seekamp

Pfarrer in Lemgo, Koordinator christlicher 12-Schritte-Gruppen



Karl-Heinz Espey

Heiraten – was sonst?

Ein Plädoyer für Ehe und Familie

Zwei alte Freunde treffen sich im Gasthaus. Sagt der eine: „Mann ist das dufte, mal wieder im Lande zu sein. Wie geht’s euch Ganoven denn allen? Was machen denn zum Beispiel die Krögers?“

Darauf der andere: „Die haben sich lange getrennt. Er lebt mit einer anderen Frau in Sachsenhausen, und wo sie hin ist, weiß ich gar nicht.“

„Ah ja“, reagiert der erste mit wachsendem Interesse. „Und die Zierfelds?“ – „Da hat’s neulich geknallt. Er ist ausgezogen und lebt jetzt in einer Wohngemeinschaft. Sie wohnt noch in Bornheim mit Volker, der ist Lehrer. Weiß nicht, ob du den kennst. – Was macht ihr denn so?“

„Na ja, es ging halt nicht mehr. Susi wohnt jetzt woanders mit einem sehr sympathischen Typ, und ich lebe in der alten Wohnung mit Karin. Sie ist Diplompsychologin. – Und bei euch? Was ist da?“

„Wir, tja, wir sind noch zusammen, aber verstehst du, wir haben uns das auch schon oft überlegt, wirklich. Aber dann der Junge... Und komischerweise – ich weiß nicht, ob du das verstehst –, immer wieder läuft’s prima zwischen uns.“

Darauf der andere gönnerhaft: „Brauchst dich doch nicht zu entschuldigen, Junge, ich versteh’ dich doch, mach dir nichts draus.“

Ein bißchen verrückt ist das schon, was da so abgeht in den Köpfen vieler Menschen und sich dann

natürlich auch in ihrem Lebensstil niederschlägt. Das, was einmal für jede Frau und jeden Mann eindeutig war und feststand, ist variabel geworden; man kann es auch chaotisch oder instabil nennen, aber auf jeden Fall ist vieles deutlich verrückt. Fast nichts ist mehr wie es einmal war; auch nicht die Akzeptanz von Ehe und Familie. Eine Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing über den Wandel der Geschlechterbeziehung spiegelt die Entwicklung wider: „Frauen und Männer, die heute ihr Leben planen, haben eine nie dagewesene Freiheit und stehen zugleich unter einem nie dagewesenen Zwang. Vieles, was früher aufgrund fester Geschlechtsstereotypen nicht zur Disposition stand, ist offen für individuelle Entscheidungen. Der damit verbundene Zwang: all dies muß auch tatsächlich entschieden werden – und zwar nicht ein für allemal, sondern immer wieder neu im Lebenslauf.“

1. Früher hatte alles seine Ordnung, und man wußte, woran man war und zu wem man gehörte

Früher, damit meine ich die vorindustrielle Gesellschaft, die mit bestimmten Vorgaben und Traditionen das Leben der Menschen ordnete. Ihr Alltag war bis in viele Details hinein geregelt. In einem Bericht, der die traditionelle bäuerliche Tracht in



Hessen beschreibt, heißt es: „Schon an den Farben der Kleidungsstücke unterscheidet man das junge Mädchen (rot) von der jungen (grün), älteren (blau, violett) und alten Frau (schwarz)... Diese Farbenskala wirkt sich in allen Einzelheiten der Kleidung bis auf die Knöpfe und Schuhlaschen aus...“ Und ein paar Sätze weiter heißt es: „Auch vertauschen die Schwärmer Neuverheirateten am ersten Ehetag die viereckigen ‚Freudenschnallen‘ der Schuhe mit den ovalen ‚Trauerschnallen‘, da der Ernst des Lebens begonnen hat, und die junge Hüttenberger Frau schnürt ihr Mieder im Zickzack statt parallel, wie sie es als Mädchen tat.“ (Adolf Spamer, „Landleben im 19. Jahrhundert“, S. 229 f).

Auch die Frage, ob und wen man heiratet, wurde keineswegs individuell entschieden. Es gab Gruppen, die gar nicht heiraten konnten. So war es Knechten und Mägden bis weit ins 19. Jahrhundert hinein verboten, sich zu verhehlichen. Umgekehrt war für Bauern und Handwerksmeister eine Heirat praktisch unerlässlich, weil sie die Arbeitskraft der Ehefrau brauchten, um den

Betrieb am Leben zu erhalten. Auch der Zeitpunkt der Heirat war vorgegeben. Je nachdem, welcher Termin für die Hofübergabe festgesetzt war, mußte der Jungbauer bis zum Tod des Vaters warten oder konnte schon früher in den Ehestand treten.

Diese Beispiele machen deutlich, daß früher alles seine Ordnung hatte, und man wußte, woran man war und zu wem man gehörte. Nicht nur der Beziehungsrahmen zwischen Mann und Frau war eindeutig abgesteckt. Von Krankheiten oder anderen Schicksalsschlägen abgesehen, war auch alles andere vorgegeben, sogar die Gefühle.

2. Heute ist alles ganz anders, und man weiß nicht, woran man ist und zu wem man gehört

Seit einiger Zeit geht der Trend in die entgegengesetzte Richtung. Wir scheinen auf der anderen Seite vom Pferd herunterzufallen. Individualisierung heißt die Devise. Es gibt immer weniger Vorgaben, die unser Leben reglementieren. Jede Frau und jeder Mann können frei entscheiden, wie sie oder er leben will. Zum Beispiel kann man heute im Gegensatz zu früher nach Belieben die Konfession wechseln oder ganz aus der Kirche austreten, sich

einem indischen Guru anschließen oder zum Islam übertreten, an die Macht der Sterne glauben oder auf Seelenwanderung und Wiedergeburt bauen. Alles ist möglich, alles erlaubt. Jeder ist seines Glückes Schmied. Diese Freiheit hat aber auch ihren Preis: Jeder muß seinen Platz in der Welt alleine finden.

Im Zuge dieses Individualisierungsprozesses muß auch jeder für sich klären, wie er es mit seiner Beziehung zum anderen Geschlecht halten möchte: Ob oder mit wem er eine feste Partnerschaft anstreben, wie er seine Partnerschaft gestalten will, ob er heiratet oder ledig bleibt, wie er es mit dem Nachwuchs halten möchte usw. usf. Damit sind aber viele überfordert und wissen nicht, woran sie sind und zu wem sie gehören.

Der folgende Monolog eines Mannes scheint mir typisch für diese Entwicklung zu sein: „Vermutlich hat jeder die Sorte Liebe, die er verdient. Ich habe Anna, und beide zusammen stecken wir in einer Beziehungskiste, seit fünf Jahren. Andere hätten sich in dieser Zeit längst eine gemeinsame Wohnung oder wenigstens ein Kind zugelegt. Wir nicht. Jeder von uns lebt seinen eigenen Stiefel – jedem das Seine: sein Bett, seine Telefonrechnung, sein Auto, seine Waschmaschine –, die Modalitäten unserer Beziehung sind eben immer noch nicht geklärt. Wer kümmert sich um was, wer spielt welche Rolle? Verträgt sich Zusammenleben überhaupt mit Selbständigkeit? Wir müssen noch eine Menge diskutieren. Obwohl uns viele dafür halten, sind wir eigentlich noch kein richtiges Paar. Aber wir reden ununterbrochen darüber, ob wir nicht doch eines werden sollten... ‚Warum heiratet ihr nicht einfach‘, hat mich kürzlich ein Freund gefragt. ‚Es ist doch Quatsch, sich jahrelang mit zwei Haushalten zu belasten... Das mag schon stimmen. Aber ich habe irgendwo gelesen, daß das durchschnittliche Paar nach zwanzig Jahren täglich gerade noch acht Minuten miteinander spricht. So etwas könnte uns nie passieren.“ (Aus „Stern“ Nr. 13, 1988).

Wie wahr, wie wahr! Aber ständige Diskussionen über die Modalitäten einer Beziehung tragen nicht unbedingt zu einem harmonischen, gedeihlichen Miteinander bei, sondern verwirren und verhindern unter Umständen, daß zwei Menschen, die eigentlich ganz gut zusammenpassen, jemals wirklich zusammenkommen. Würde man diesem jungen Mann raten, sich doch endlich festzulegen und seine Freundin zu heiraten, würde er sich vermutlich vehement dagegen verwahren. Denn diese Entscheidung hätte etwas Endgültiges – aber wer will sich schon festlegen?! So bleibt das Leben – auch das gemeinsame

Leben – eine fortlaufende Reihe von Entscheidungen, die immer wieder neu gefällt, bestätigt und korrigiert werden müssen. Menschen, die in festen Beziehungen und Strukturen leben, bei denen sich also wenig verändert, werden oft negativ bewertet: Nannte man sie früher stabil, stetig und zuverlässig, sagt man ihnen heute nach, sie seien unflexibel, träge, unbeweglich oder konservativ. Wer seit zwanzig Jahren denselben Arbeitsplatz hat und mit derselben Frau bzw. demselben Mann verheiratet ist, muß sich möglicherweise die Frage gefallen lassen, ob ihm der Mut fehle, etwas zu verändern, sprich: zu neuen Ufern aufzubrechen, sich also einer neuen beruflichen Herausforderung zu stellen oder auf einen neuen Partner einzulassen, der vielleicht viel besser zu ihm passen würde.

Wer so oder ähnlich argumentiert, für den ist auch die Ehe als lebenslange Lebens- und Liebesgemeinschaft einer Frau und eines Mannes fragwürdig geworden. So hört man seit vielen Jahren Stimmen, die lautstark behaupten: „Opas Ehe ist tot!“ Sie spielen zukünftig eine immer geringere Rolle. Das Ideal lebenslanger Treue sei unattraktiv geworden. Im Grunde sei die Ehe eine lebenslängliche Unterdrückungs- und Isolationsinstitution des Gesetzgebers und der Kirchen. Die Ehe hemme den sozialen Fortschritt, sie sei widernatürlich, denn kein Mensch sei von Natur aus monogam. Bereits 1970 prognostizierte Rudolf Affemann: „Ich vermute, daß zukünftig mehrere Formen der Beziehungen von Mann und Frau nebeneinander bestehen werden. Wenn sich die Trends fortsetzen, wird sicherlich die Zahl derer zunehmen, die niemals heiraten. Sie werden seelische oder nur sexuelle Beziehungen aufnehmen, die kürzere oder längere Zeit währen. Weil sich unsere bewußte Sexualmoral rapide wandelt, wird die Gesellschaft von morgen die nicht institutionalisierten Verhältnisse tolerieren. Daneben wird gewiß auch in Zukunft die Ehe zu zweien sehr gefragt sein. Ihr Hauptmotiv wird aber in der Mehrzahl nicht mehr die Liebe, sondern werden andere Absichten sein. Wir müssen damit rechnen, daß ein erheblicher Teil dieser Ehen Kurzzeitehen sein werden... Die Kinder müssen in erster Linie die Zeche dieser seriellen Ehen zahlen.“ („Geschlechtlichkeit und Geschlechterziehung in der modernen Welt“, S. 286). Inzwischen sind diese Prognosen Wirklichkeit geworden. In städtischen Bereichen sind an die 70 % aller Wohnungen von Singles bewohnt. Nichteheliche Lebensgemeinschaften sind gesellschaftsfähig, und diejenigen, die heiraten, lassen sich zu nahezu 50 % innerhalb der ersten fünf Ehejahre wieder scheiden.

Wer seit zwanzig Jahren denselben Arbeitsplatz hat und mit derselben Frau bzw. demselben Mann verheiratet ist, muß sich möglicherweise die Frage gefallen lassen, ob ihm der Mut fehle, etwas zu verändern.

Ich gehöre zu jenen Fossilien, die seit über zwanzig Jahren verheiratet sind und sehr viel von der Ehe als dauerhafter Lebens- und Liebesgemeinschaft einer Frau und eines Mannes halten. Und ich will Ihnen auch sagen, warum.

3. Plädoyer für die Ehe

Ich bin für die Ehe..., ...weil Gott sie gestiftet hat

Und was Gott uns gibt, ist gut. Er bietet uns mit der Ehe ein Ordnungsgefüge an, in dem sowohl unser individuelles als auch das gemeinschaftliche Leben gelingen kann. Dieses Angebot sollen wir mit Leben füllen und gestalten.

Karl Barth nennt die Ehe ein Gleichnis für die Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch. In der Ehe offenbare sich Gott als der Schöpfergott und der Gott des Bundes. Wenn er sich mit den Menschen verbindet, habe das immer den Charakter der Einzigkeit: Er stellt sich als einziger Gott vor und erwählt ein Volk – Israel. Aus diesem Volk einen Stamm – Juda. Und aus diesem Stamm eine Sippe – die Sippe Davids. Und aus der Sippe Davids den einen – Jesus, Sohn der Maria. Diese Exklusivität gilt, so Karl Barth, auch für die Ehe. So fragwürdig und unvollkommen sie auch gelebt werden mag, ist sie „die völlige Lebensgemeinschaft zweier Menschen und also exklusiv gegenüber jeder Drittperson“.

Dauerhafte Liebe kann eigentlich immer nur exklusiv sein. Denn zeitlich und innerlich unbeschränkt kann ich immer nur einen Menschen annehmen. Alles andere würde mich überfordern und letztlich unglücklich machen. Und genau das beobachte ich bei vielen Menschen, die sich, aus welchem Grund auch immer, nicht festlegen wollen. Sie kommen einfach nicht zur Ruhe, weil sie nicht wissen, zu wem sie gehören, bei wem sie zu Hause sind. Sie wechseln mehrmals in ihrem Leben den Partner, ohne das zu finden, wonach sie sich letztlich sehnen: Sicherheit, Geborgenheit, Zufriedenheit.

Selbstverständlich herrscht auch in unserer Ehe nicht immer nur eitel Freude und Sonnenschein. Unsere Liebe bleibt Stückwerk, und manchmal bleiben auch Wünsche unerfüllt. Denn eine Person – in diesem Fall meine Frau – kann nicht alle meine Erwartungen, Wünsche und Sehnsüchte befriedigen. Andererseits können wir einander sehr viel geben. Wir haben uns versprochen, einander anzunehmen mit Leib, Seele und Geist, und zwar in guten wie in bösen Tagen, so daß wir im Laufe der Jahre zu einer Einheit zusammenwachsen konnten, die uns füreinander einzig macht und uns ein hohes Maß an Harmonie, Beglück-

kung und Geborgenheit schenkt. Ich weiß, bei wem ich zu Hause bin, und meine Frau weiß das auch. Das ist ein gutes Gefühl, beieinander zu Hause zu sein. Denn da können wir zur Ruhe kommen, da können wir sein.

Indem wir Gottes Angebot annehmen und gemeinsam gestalten, sind wir frei, aufeinander zuzugehen und uns ohne Wenn und Aber aufeinander einzulassen. Rainer Röhricht schreibt in seinem Entwurf der Ehe des 20. Jahrhunderts: „Unbedingtes Annehmen des Menschen ist allein Gottes Möglichkeit. Und wo immer zwei Menschen in einer Ehe bereit sind, einander anzunehmen, da ist Gott am Werk... Denn Gott ist der Name für die welterschaffende, heilende und versöhnende Liebe selbst. Jesus Christus ist der Mensch, der es bis ins Sterben hinein dargelegt hat, daß wir

Wir haben uns versprochen, einander anzunehmen mit Leib, Seele und Geist, und zwar in guten wie in bösen Tagen, so daß wir im Laufe der Jahre zu einer Einheit zusammenwachsen konnten, die uns füreinander einzig macht.

angenommen sind und deshalb die Kraft haben können, andere Menschen anzunehmen. Und wo diese Kraft wirksam ist, da ist Christi Geist wirksam.“ („Der evangelische Entwurf der Ehe im 20. Jahrhundert“).

...weil ich dort Einheit und Ganzheit erlebe

Im 2. Kapitel der Bibel

lesen wir: „Es ist nicht gut, daß Adam allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ Oder anders formuliert: „Ich will ihm eine Hilfe schaffen als sein Gegenüber“, das zu ihm paßt, das ihn vervollständigt. Und dann berichtet 1. Mose 2, daß Gott der Herr dem Adam eine Rippe entnahm, eine Frau daraus formte und sie zu ihm brachte. Adam reagiert auf Eva höchst erfreut: „Diese ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch“ (V. 23). Endlich hat Adam eine Gehilfin, die ihn vervollständigt; das Seitenstück, das ihm noch fehlte. Erst mit der Erschaffung der Frau ist Adam, ist der Mensch, ganz. Eva ist seine notwendige Ergänzung.

Zweifellos können sich auch zwei Freunde gut ergänzen oder zwei Kollegen, die gemeinsam an einer Sache arbeiten. Ebenso ist sie in eheähnlichen Beziehungen erlebbar. Damit aber aus der Ergänzung eine Einheit wachsen kann, müssen m. E. die Momente der Zuverlässigkeit und der Dauer dazukommen, und die sind am ehesten in der Ehe gegeben. Einheit will erarbeitet sein, deshalb braucht sie Zeit, viel gemeinsame Zeit, die sich die meisten Menschen heute nicht mehr zugestehen, weil sie von vorneherein auf keine dauerhafte Beziehung aus sind. Damit bringen sie sich um die Möglichkeit, in der Ergänzung auf die Einheit hinzuarbeiten, die zum Schönsten gehört, das wir erleben können und uns tief beglückt.

Einheit hat nichts mit Abhängigkeit zu tun, sondern ist Ganzheit; Lebensfülle, die Gott uns schenkt. Die Bibel beschreibt die Einheit



von Mann und Frau mit bildhaften Begriffen. Sie spricht davon, daß der Mann an seiner Frau „hängt“ und die zwei „ein Fleisch“ werden (Gen. 2, 24). Das Wort, das im hebräischen Grundtext des Alten Testaments für „hängen“ steht (dabaq) heißt „anhaften, ankleben, sich anschmiegen, sich halten zu“. Das zu dem Verb gehörende Substantiv kann man auch mit „Lötlung“ übersetzen. Diese enge Verbindung wird erlebbar, wenn zwei Menschen ein Fleisch werden. Aus zweien wird eine Einheit, ein Ganzes. Diese Einheit und Ganzheit ist exklusiv und kann m. E. ausschließlich in der Ehe erlebt werden.

... weil Kinder ein sicheres Zuhause brauchen

Ulrich Eibach schreibt in seinem Buch „Liebe, Glück und Partnerschaft“: „Die individualistisch-liberale Gesellschaft ist ganz offensichtlich unfähig, dem Individuum das nötige Maß an Ich-Identität und Stabilität zu vermitteln... Zu diesem Zweck sind überschaubare und Orientierung vermittelnde Gemeinschaften wie die Familie auch für Jugendliche und Erwachsene nötig“ (S. 252).

Die Stabilität der ehelichen und familiären Lebensgemeinschaft kann heute kaum noch von äußeren Faktoren wie der Gesetzgebung oder religiösen Normen erzwungen werden, zumal der Einfluß der christlichen Kirchen in den letzten Jahren rapide abgenommen hat. Darüber hinaus weisen Befürworter alternativer Lebensformen darauf hin, daß sich das vor allen Dingen von konservativen Christen gezeichnete Ehe- und Familienbild mit den Idealen Liebe und Treue im Grunde ja erst seit der Romantik (Ende 18., Anfang 19. Jahrhundert) entwickelt habe, während diese Dimension im Neuen Testament zwar vorhanden, aber noch nicht entfaltet sei.

Zweifellos wissen wir heute mehr über die Ehe als Paulus wußte. Aber man sollte fairerweise zugestehen, daß die romantische Liebe auf dem Boden der christlichen Liebe gewachsen ist. Wenn man so will, ist die romantische Hingabe an den einzigen, unverwechselbaren Partner eine späte Frucht der christlichen Agape, die sich dem einzelnen zuwendet und sein Bestes sucht.

Das Beste sind klare Strukturen, in die ich mich freiwillig hineinbegebe. Wollte ich meine Lebensform ausschließlich auf mein Gutdünken, auf meine Gefühle oder meine momentane Befindlichkeit gründen und meiner freien Entscheidung überlassen, wäre und bliebe sie



instabil. Sie reichen einfach nicht aus, um mein Beziehungsgefüge stabil und damit für alle Beteiligten sicher zu erhalten. Es sind auch sachliche Gemeinsamkeiten und die soziale und rechtliche Absicherung notwendig, vor allen Dingen aber das uneingeschränkte Ja zueinander.

Die Existenz der Familie, ein gesundes Umfeld für Kinder, wird von den Eltern bestimmt und gestaltet. Kinder sind in der Regel so gesund wie die Ehe ihrer Eltern gesund ist. Zweifellos ist diese Behauptung idealtypisch, aber der Ehe- und Familienalltag hat sie vielfach bestätigt. Kinder sind das Abbild ihrer Eltern. Sie sind von ihnen geprägt. Sie sind das Produkt ihrer Erziehung oder Nicht-Erziehung, und sie spiegeln die Atmosphäre in der Familie wider.

Der psychodynamische Austauschprozess zwischen Eltern und Kind ist in den ersten Lebensjahren des Kindes am eindrucklichsten. Kinder eignen sich die Merkmale ihrer Eltern an, sie übernehmen und imitieren. Sie sehen und fühlen wie ihre Eltern, machen sich deren Denken und Fühlen, ihre Ängste und Konflikte zu eigen. Ist die Ehe in Gefahr, sind die Kinder in Gefahr. In der Ehe- und Familienberatung erlebe ich ständig, daß das erzieherische Verhalten der Eltern und die Atmosphäre in der Ehe sich auf das Ergehen der Kinder unmittelbar auswirken. Jemand hat das einmal so formuliert: Die

Eltern sind die Architekten der Familie. Sind die Architekten krank, dann ist auch die Familie krank. Statistische Erhebungen haben diesen Sachverhalt eindeutig belegt. So ist das Verhältnis krimineller Jugendlicher aus intakten Elternhäusern gegenüber Jugendlichen aus nicht intakten Elternhäusern 2:1. Die meisten Kinder aus unvollständigen Familien besuchen keine weiterführenden Schulen. Scheidungskinder sind im allgemeinen benachteiligt. Oft sind sie verhaltensauffällig. Aber diese Symptome sind in der Regel nicht die Folge der Scheidung, sondern den andauernden Querelen und der vergifteten Atmosphäre zuzuschreiben, die ihr vorangegangen sind. Der Ehezwist, der oft jahrelang andauernde Fami-

lienkrieg, der Kampf um Unterhaltszahlungen, Sorgerecht und Besitz hinterlassen geistige Entwicklungsstörungen und gesundheitliche Beeinträchtigungen. Viele Eltern meinen, ihre Kinder seien noch zu jung, um zu verstehen, was sich in der Ehe abspielt. Aber selbst kleinste Kinder spüren, daß etwas nicht stimmt. Und sie reagieren darauf so sensibel wie ein Seismograph: mit Schüchternheit, Trotz, Aggressivität, Schlafstörungen, Bettnässen, Stottern, Ernährungsstörungen, Weglaufen, Lügen, Stehlen und Schulversagen. Deshalb sollten im Zeitalter verantwortlicher Elternschaft m. E. keine Kinder in die Welt gesetzt werden, wenn die personale und eheliche Harmonie der Partner nicht gegeben ist.

Kinder brauchen ein Zuhause, in dem sie sich sicher und geborgen fühlen. Dieses Zuhause finden sie am ehesten bei Eltern, die einander in Liebe und gegenseitiger Achtung zugetan sind und beide dafür sorgen, daß das gemeinsame Leben gelingt. In solch einem Klima können Kinder gut aufwachsen; denn es bietet ihnen Rückhalt und Sicherheit. Und die brauchen sie, um zu gemeinschaftsfähigen und damit lebensstüchtigen Persönlichkeiten heranwachsen zu können.

...weil unser Gemeinwesen ohne Ehe und Familie auf Dauer nicht existieren kann

Die Familie ist der Ort, an dem Kinder zu Persönlichkeiten heranreifen, die zu sozialem Verhalten fähig sind. Hier erwerben sie die Fähigkeiten, die jeder Mensch braucht, damit sein Leben gelingt wie z.B. den Umgang mit Menschen, Konfliktregelungen, Verzicht, Rücksichtnahme usw. Diese Fähigkeiten sind für das menschliche Miteinander auf allen Ebenen unerlässlich.

Die Individualisierungstendenz in unserer Gesellschaft ermöglicht zwar ein hohes Maß an Freiheit, aber sie verunsichert auch viele Menschen, so daß sie sich nach Geborgenheit und Orientierung, im letzten also nach einer verbindlichen, zuverlässigen Gemeinschaft sehnen. Darin besteht die wesentlichste Aufgabe der Familie.

Kinder und Jugendliche leiden heute nicht mehr an zu vielen Vorgaben und Einengungen, sondern es mangelt ihnen an überschaubaren, strukturierten, sicheren Gemeinschaften, die ihnen seelischen Halt geben. Man kann das auch so ausdrücken: Weil die positiven „Über-Ich-Strukturen“ fehlen, können sich stabile „Ich-Strukturen“ nicht mehr entwickeln. Und wo es an stabilen Ich-Strukturen fehlt, kommt man weder mit seinem eigenen Leben klar, noch ist man in der Lage, Verantwortung für andere zu übernehmen. Darauf haben amerikanische Kritiker unseres libera-

len westlichen Individualismus hingewiesen. Sie erklären, daß „das Individuum nur innerhalb der Grenzen einer überschaubaren Gemeinschaft mit gemeinsam geteilten Werten in der Lage sei, eine psychisch stabile ‚Ich-Identität‘, zum Leben nötige soziale Fähigkeiten (Daseinskompetenzen) auszubilden und zur moralisch verantwortlich handelnden Person heranzureifen“ (Eibach, ebd. S. 258).

Ich finde es erschreckend zu sehen, wie viele Kinder und Jugendliche ohne diese soziale Kompetenz heranwachsen, so daß externe Instanzen – Schulen, Jugendämter, Seelsorger, Berater und Therapeuten – gezwungen sind, Aufgaben und Funktionen zu übernehmen, die normalerweise dem Elternhaus zukämen. Im Grunde kann aber keine dieser Berufsgruppen und Einrichtungen die dort entstandenen Defizite kompensieren. So wachsen Menschen heran, die weder für sich selbst, geschweige denn für andere Verantwortung in irgendeiner Weise übernehmen können. Unsere Gesellschaft kann aber ohne eine Vielzahl von Verantwortungsträgerinnen und -trägern auf Dauer nicht auskommen. Wenn ich hier von Verantwortungsträgern rede, dann denke ich nicht zuerst an Menschen in übergeordneten Positionen, sondern an diejenigen, die ihr Leben mit allem, was dazugehört, in die Hand nehmen und darüber hinaus im Rahmen ihrer Möglichkeiten zum Wohl der Allgemeinheit beitragen z. B. als Ansprechpartner für Arbeitskolleginnen und -kollegen, ehrenamtliche Hilfskräfte in diakonischen Einrichtungen oder als Mütter und Väter, die sich gemeinsam für das Wohl ihrer Kinder einsetzen. Angesichts unserer desolaten sozialen Realitäten hat dieses Ansinnen nichts mit überkommenen romantischen Vorstellungen zu tun. Vielmehr geht es dabei um den Fortbestand unserer Gesellschaft als Gemeinwesen, in dem nicht nur die Starken, Durchsetzungsfähigen ihren Platz behaupten, sondern auch die Schwachen – und dazu könnte irgendwann jeder von uns gehören – menschenwürdig leben können: miteinander, anstatt jeder für sich oder sogar gegeneinander.

Ehe und Familie als auf Dauer angelegte, von gegenseitiger Liebe und Achtung geprägte Lebensformen sind notwendig, damit unsere Gesellschaft nicht der Vereinzelung und dem damit verbundenen gemeinschaftstötenden Egoismus zum Opfer fällt. In dem Maße, wie Menschen in dieser Verbindlichkeit zusammenstehen und an ihren Ehe- und Familienbeziehungen arbeiten, werden sie fähig, auch globalere Herausforderungen und Probleme gemeinsam anzugehen und zu lösen.

Pastor Karl-Heinz Esprey

Generalsekretär des Weißen Kreuzes in Deutschland

